

# Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des  
Deutschen Metallarbeiter-  
Verbandes

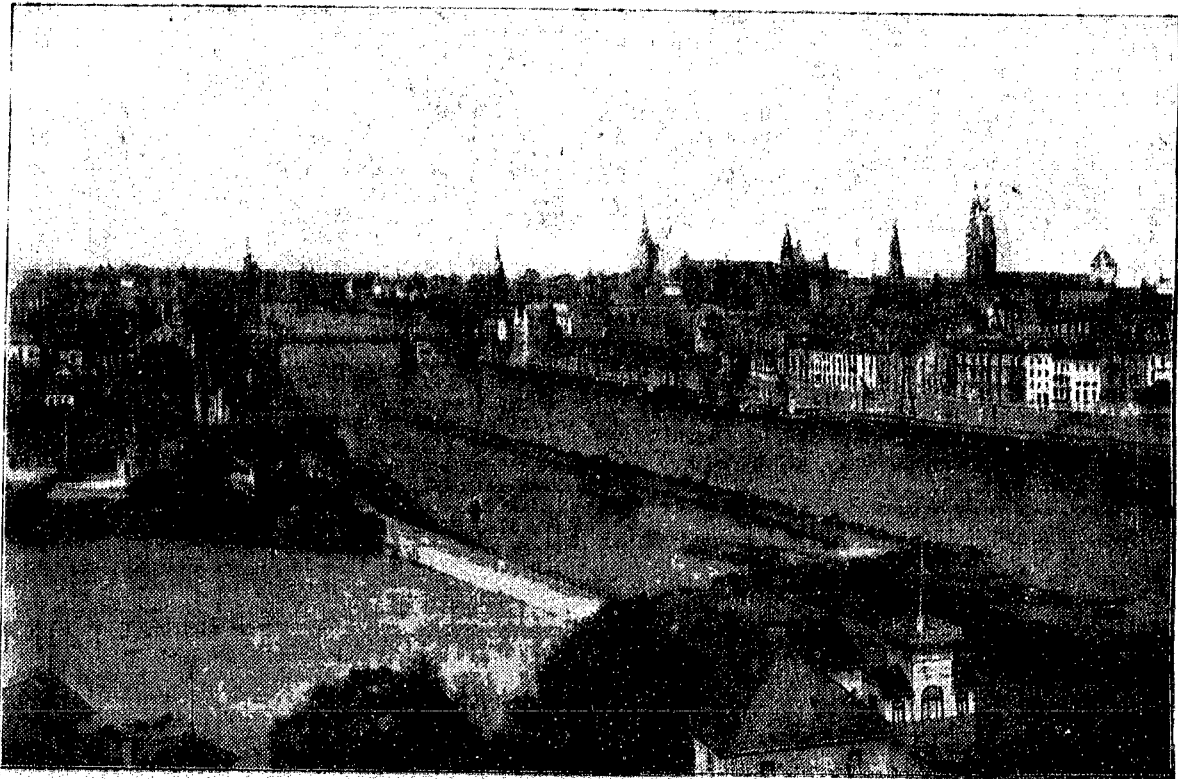
Für alle Jugend-  
lichen und Lehrlinge der  
Metallindustrie

Nr. 32 • Siebter Jahrg.

Stuttgart, 7. Aug. 1926

Erscheint wöchentl. Samstags. Bezugspreis viertelj. 1,50 Goldm. Einzelnummer 15 Goldpt. (nur gegen Voreinsendg. des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste  
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase • Schriftleitung und Versandstelle: Stuttgart, Rätestr. 16. Fernsprecher 8800 • Postcheckkonto Stuttgart 6803

## Zu unserm siebzehnten Verbandstag



Bremen

F. K. Die erste Augustwoche ist in Bremen der Verbandstag des DMV beisammen. In ihm nehmen neben den Abgeordneten, Funktionären und Gästen die Hunderttausende von Mitgliedern im Geiste teil. Sie begleiten ihn mit ihren Wünschen und Erwartungen. In welchem Maße dies der Fall, lassen die 425 Anträge ahnen, womit das Pflichtenheft des Verbandstages gefüllt ist. Die Anträge, die sich mit den großen Fragen der Organisation und der Wirtschaft, als auch mit den Notwendigkeiten des proletarischen Alltags befassen, lassen aufs neue ersehen, wie tief und wie vielgestaltig die Gewerkschaft heute das Arbeiterleben erfährt. Wie immer man sich zu den Anträgen im einzelnen stellen mag, jedenfalls sind sie ein bereicherter Beweis von der heftigen Lebendigkeit der Mitglieder, wie von ihrem Drang, das Geschick des Verbandes zu bestimmen und ihn für seine Aufgabe stark zu machen. Daß über die Art, wie die Stärkung zu geschehen hat, die Meinungen auseinandergehen, hat wenig zu befagen neben der Tatsache, daß der Wille rege ist, Großes zu vollbringen.

Ebenso aufmerksam wie die Metallarbeiter verfolgen die anderen Gewerkschaften die Hauptversammlung der größten Arbeitervereinigung der Welt. Die interberufliche oder allproletarische Anteilnahme ist nun keineswegs allein auf die zahlenmäßige Überlegenheit des Metallarbeiter-Verbandes zurück-

zuführen. Die Metallindustrie bildet das eiserne Rückgrat des Wirtschaftslebens. In ihr sind die mächtigsten Kapitalverbindungen, das rückschütteste Verrentum und gar oft auch der Ausgangspunkt des politischen und industriellen Geschehens zu finden. Die Herren von Erz und Stahl üben, wie die Erfahrung genugsam lehrt, einen ausschlaggebenden Einfluß auf Krieg und Frieden, auf Bölle und Preise, auf Regierungen und Gesetze aus. Die großen technischen Neuerungen nehmen in der Metallindustrie ihren Anfang. Hier beginnt die Taylorsche, die Rationalisierung, die Fließarbeit; hier werden die neuen Arbeitsweisen, die technischen Änderungen, die Maschinen und Werkzeuge für alle anderen Gewerbe erfunden, erprobt und hergestellt. Hier legt der Druck auf die Arbeiter, die Lohnkürzung, die Arbeitszeitverlängerung ein. Hier muß der Widerstand der Arbeiterschaft beginnen. Die Deutlichkeit der Schwerindustriellen dämpfen, heißt die reaktionären Gelüste der kleineren Profitgenossen an der Entfaltung zur Tat hemmen. Kurz, die Erfolge der Metallarbeiter wirken sich auch für ihre Genossen in den anderen Gewerben aus.

Dieser Stand der Dinge, der die Metallarbeiter gewissermaßen zur Vorhut des kämpfenden Proletariats macht, erklärt die allgemeine Anteilnahme an ihren Verbandstagen und macht

es begreiflich, daß deren Beschlüssen eine weit über den Durchschnitt hinausgehende Bedeutung zukommt wird. Dieser Stand der Dinge aber stellt an den **D.V.V.** außergewöhnliche Anforderungen. Und er besteht von seinen Mitglidern ein hochentwickeltes Verantwortungsgefühl.

Daß es an Verantwortungsgefühl nicht gebricht, bezeugen unter anderem die Anträge, die eine geistliche und geldliche Stärkung des Verbandes verlangen. Gewiß hat hierin die größte Gewerkschaft der Welt schon beträchtliches geleistet, aber ebenso gewiß ist, daß es dabei sein Bemühen nicht haben darf. Eine Armer in Bereitschaft zählt doppelt. Es könnte sich schwer rächen, wollte man die nächste Zukunft leicht nehmen.

Den Höhepunkt des Verbandstages dürfte der dritte Punkt der Tagesordnung, **Wirtschaft und Gewerkschaften**, bilden. Hier wird von dem Urquell unserer wirtschaftlichen Trostlosigkeit gehandelt werden. Die Namen der als Vortragende bestimmten Fachleute lassen erwarten, daß das Jyren und Wirren der kapitalistischen Warenerzeugung gründlich durchleuchtet wird. Nichts Dringlicheres und Nützlicheres als das. Denn erst muß man sich über die Ursachen eines Übels klar sein, ehe man es wirksam bekämpfen kann. Das wirtschaftliche Wohl und Wehe Deutschlands lag und liegt in schwachen und unfähigen, in rassistenden Händen. Unser Unternehmertum hat wohl die amerikanische Produktionsweise, aber nicht ihren großen Gedanken übernommen, nämlich daß die Profitgucht vom kapitalistischen Standpunkt höchst kurzfristig ist, weil sie nach Preiserhöhung und Lohnkürzung strebt, dadurch den Absatzmarkt ständig verengt und sich schließlich selbst abwürgt; daß für die durch die Rationalisierung überflüssig gewordenen Leute viel mehr neue Arbeitsgelegenheiten durch Warenverbilligung und Absatzsteigerung verschafft werden können und müssen; daß die Lohnkürzung der Preissteigerung immer um Pferdehänge voraus zu sein hat, um der höheren Erzeugung einen kaufkräftigen Markt zu verbürgen und daß überhaupt die neue Produktionsweise nur dann Sinn und Berechtigung hat, wenn sie dem Wohle der Volksgesamtheit dient. Diese Gedanken müssen Gemeingut werden. Das Streben nach seiner Verwirklichung führt notwendigerweise zur Bedarfswirtschaft, zur Gemeinwirtschaft. Die Notwendigkeit dieses Strebens aufs neue hervorzuheben, die Art und Weise dieses Strebens zu bestimmen und die Vorbedingungen seines Gelingens zu schaffen, das scheint uns die wichtigste und die segensreichste Aufgabe des sechzehnten Verbandstages der größten Gewerkschaft der Welt.

Die Leidenschaft wohnt in des Menschen Brust,  
auf daß sie ihn zu großen Taten wecke;  
allein nur wecken darf sie ihn, nicht leiten,  
den Mut nur stärken, nicht das Werk vollbringen.  
E. Souwald.

## Timon von Athen oder die Zaubermacht des Geldes

Eine lehrreiche Geschichte

I.

Der altgriechische Dichter Lucian, dieser Spötler, der selbst die Griechengötter lächerlich machte, erzählt uns die Geschichte von dem athenischen Bürger **Timon**, der als reicher Mann wie als armer Schlander eine gleich originelle Rolle gespielt hat. „Eine Tragikomödie des Reichtums“ hat man das Leben Timons genannt, und noch heute, nach fast 2000 Jahren, hat man die Empfindung, als ob der interessante Stoff nichts von seiner Aktualität eingebüßt habe. Auch heute noch wird der Reiche geehrt und geehrt und der Arme verachtet und zurückgesetzt, auch heute noch beurteilen die meisten Leute einen Menschen weniger danach, was er ist, sondern danach, was er hat, auch heute noch gelten die Worte, die der Dichter an Plutos, den Gott des Reichtums, richtet: „Nicht umsonst berehren dich die Menschen am höchsten, o Plutos, denn du abest die gemeinste Gesinnung und deckst sie mit dem Mantel der Liebe zu, wenn er dich hat, so wird auch der gewöhnlichste Kerl ein edler Mann. Nur das Geld ehre die Menschen, seinewegen freit der Edelmann die Tochter des reichgewordenen Emporkömmlings, er verschmäht es nicht, die Tochter eines gemeinen Mannes zu seiner Gattin zu machen, wenn sie nur einen Sack voll Geld mitbringt.“ Diese Wahrheit illustriert Lucian, anderhalb Jahrhunderte n. Chr., in seiner Skizze von Timon, einem wahren Meisterwerk voll beißendem Wit, schlagfertiger Ironie und bitterer Satire.

Der schwerreiche Athener Timon führt ein glänzendes Haus und hält offene Kasse für seine Freunde, die ihn wie Schneißfliegen umschwärmen, die als echte Schwarzkörper seine Gutmütigkeit mißbrauchen. Durch seine maßlose Verschwendung verarmt er, und nun keinen ihn

## Die Hansestadt

Wenn man von Bremen spricht, hat der Dünemünder gewöhnlich die Vorstellung einer Stadt an der See. Bremen aber liegt mehr als 50 km von der Wesermündung eifernt landeinwärts. Es können zwar die großen Überseebampfer die Weser bis zu den stadtbremischen Käjen heruntersfahren, aber die großen Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd gehen an der Wesermündung vor Anker, bei **Bremerhaven**, einer Seehafenanlage aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Schon diese Lage zeigt, daß Bremen seinen direkten Aufschwung nicht der Seefahrt verdankt. Fährleuten, reisenden Händlern und Fischern verdankt das 780 zuerst urkundlich erwähnte Bremen seine Entstehung und der freie Weg ans Meer mußte in der neueren Zeit erst künstlich gebahnt werden. Am Anfang seiner Entwicklung war Bremen eine der bedeutendsten nordischen Niederlassungen der Kirche. Der von Karl dem Großen zum Bischof in Bremen eingesetzte Missionar Willihad erbaute auf einer Sanddüne das erste Kirchenhaus, an der gleichen Stelle, wo sich heute der mächtige zweiturmige Bremer Dom erhebt.

Zwei große Linien sind richtunggebend gewesen für Bremens geschichtliche Entwicklung: einmal die Auseinandersetzung zwischen den kirchlichen Machthabern und den Miltlern, den sogenannten „Geschlechtern“, die 1186 mit dem Sieg der Geschlechter über die Kirche endete; zum andern die Unabhängigkeit Bremens von irgendwelchen weltlichen Fürsten. Was andere Städte besonders auszeichnet, prächtige Bauwerke der Kirche und Schlösser, Burgen, Paläste der Fürsten, das fehlt Bremen. Dafür sind die Wandmalereien, die bürgerlicher Gemeinshaus, um so zahlreicher und wertvoller vertrieben. Sie sind fast ausnahmslos im Stadtmitteln zu finden, dessen Mittelpunkt der Markt ist. Seine Architektur macht einen starken Eindruck auf jeden Fremden. Man erblickt hier ein in sich geschlossenes großes Stück alter Baukunst. Als eines der schönsten deutschen Bauwerke wird das alte Rathaus mit seiner prachtvollen Renaissancefassade angesprochen. Auf dem Marktplatz, für den modernen Großstadtverkehr ein rechter Stichwege, steht auch der bekannte steinerne **Kolonnaden**. Gegenüber dem alten Rathaus befindet sich das Ende des 16. Jahrhunderts erbaute **Wahr-Schüttling**, ursprünglich das Haus der Alterleute der Kaufmannschaft, heute Sitz der Handelskammer. Die Börse, die Kasse und alle Käufer mit prächtigen Giebeln schließen sich diesen beiden würdig an. Und wenn auf diesem altertümlich anmutenden Platz der Wochenmarkt abgehalten wird, könnte man fast vergessen, in einer Stadt zu sein, deren Augen in die ganze Welt spähen und die Deutschland durch ihren Handel mit allen Erdteilen verbindet. — Auch sonst zeugen noch manche Bauwerke der inneren Stadt von der Ausdehnung früheren städtischen Gemeinlebens, dem Reichtum der Patrizierfamilien und der Bedeutung und Macht der Handwerker, Innungen und Zünfte. Hier waren das 1759 erbaute **Antisfischerhaus** zu nennen, das 1800 zum Wohle der gesamten Bürgerschaft erbaute **Kornhaus**, die **Stadtwache** (1668), das sogenannte „**Essighaus**“ (vornehmes Bremer Patrizierhaus aus dem 17. Jahrhundert, heute ein Weinstaurant) und das 1619 von der Gilde der Tuchhändler erbaute **Gelehrtenhaus**. Wer also dazu neigt gelegentlich von der lampfurchtoblen Gegenwart ein wenig Urlaub zu nehmen und sich der Romantik längst gewesener Zeiten hinzugeben, der kann dieser Neigung in Bremen recht ausgiebig nachkommen.

seine lieben Freunde und Tischgenossen nicht mehr. Getränkt und verärgert verläßt er seine Vaterstadt und begibt sich aufs Land, wo er in schlechter Kleidung und gegen jämmerlichen Lohn die Erde umgräbt. Bei dieser Arbeit stellt er erbauliche Betrachtungen an über den Wechsel menschlichen Schicksals. Besonders richtet sich sein Blick gegen den über den Wolken thronenden Göttervater **Zeus**, der dies ausgelassen hat und ruhig mit ansieht. „Wie übel ist mir mitgespielt worden,“ so schimpft er, „mir, der ich so vielen Athenern geholfen und so manchen armen Teufel zum wohlhabenden Mann gemacht habe, der ich allen Notleidenden unter die Arme griff, ja der ich, wie ich wohl sagen darf, meinen unermeßlichen Reichtum verschleudert habe durch die Leidenschaft, allen meinen Mitmenschen Gutes zu tun. Nun, da ich selbst arm geworden bin, kennt mich niemand mehr, dieselben Leute, die sich einstmals vor mir ehrfurchtvoll verbeugten und jedem meiner Winks folgten, diese selbst zeuhtwürdigen mich keines Blickes mehr und gehen mir in weitem Bogen aus dem Wege.“ Zu seiner Wut fordert er den alten Zeus auf, er solle mit seinen Donnerkeilen zwischen das elende Gesindel schlagen. „Aber die Götter halten es ja selbst mit den Reichen“, entripflet er sich weiter, „und klammern sich nicht um die Armen. Als ich reich war und euch reichliche Opfer brachte, waret ihr mir freundlich gesinnt, jetzt aber, da ich ein armer Kerl geworden bin, fraagt kein Gott und kein Mensch nach mir.“

Der Göttervater wird aufmerksam, schaut aus den Wolken herunter und fragt seinen Boten **Hermes**, der neben ihm steht: „Wer ist denn der lumpige, schmutzige Kerl da unten mit den Biegenfellen um die Lenden, der zu uns heraufschreit und so gottessläterliche Reden führt?“ Hermes gibt ihm Antwort, und Zeus beschließt, Timon wieder zu einem reichen Manne zu machen. Er fordert den Götterboten auf, er solle **Plutos** herbeiholen, dieser solle einen Schatz von echtem Golde mitbringen, den sie dem Timon vor die Füße zaubern wollten. Der wird schöne Augen machen, wenn er morgen früh den Schatz ausgräbt“, lacht Zeus. Hermes knurrt ärgerlich: „Da sieht

Vom vielen Schauen müde, möchte man aber schließlich doch wieder etwas Grünes sehen und staubfreie Luft atmen. Einige hundert Schritte bringen uns vom Stadlinnern an den schönen Stadtgraben und die Wallanlagen, die in gestrecktem, nach mittelalterlicher Weisungszart ausgegacktem Bogen die Altstadt bis dicht an die Weser umspannen. Was heute eine einzigartige Wallanlage mit altem Baumbestand, grünen Abhängen und lebhaft bewaldetem Wasser ist, war vor mehr als drei Jahrhunderten eine recht stattliche Wehranlage, die das kleine, selbständige Bremen wohl brannten konnte. Zwei heute kaum denkmäler Windmühlen an erhöhten Stellen der Wallanlagen sind Wahrzeichen des alten Bremens. Ist es verwunderlich, daß sich eine große Reihe moderner Verbraucher des Mehrwerts, die gelbsackbeladenen Nachfahren der früheren Patrizier, gerade in diese schöne Stadtgegend ihre Wohnpaläste baute?

Eine ganz besondere Eigenart des Bremer Stadtbildes verdient eine Erwähnung. Von Nord und Süd, Ost und West führen sogen. "Kriegswagen" nach Bremen hinein. Sie waren in Bremen in früheren Jahrhunderten und selbst noch im vorigen Jahrhundert die Verbindungen Bremens mit seiner engeren und weiteren Umgebung. Zum Teil hat sich Napoleon I. um die Anlage der nach Bremen führenden Straßen verdient gemacht. Wo vor Jahrhunderten die großen Schlachten der staufischen, die Wauernwagen und Kriegswolf ihre Reize zeigen, fährt heute die elektrische Bahn und das Auto. Wo diese Straßen an die vom Wall umgebene Stadt stoßen, befinden sich noch heute die Gebäude, in denen die Tortwachen untergebracht waren.

Dem reichlich löcherig und altertümlich anmutenden Gesicht Bremens fügt der im Norden der Stadt gelegene Bürgerpark mit dem Stadtwald ein paar frohe Hügel ein. Wie schon sein Name andeutet, ist der Bürgerpark das Werk der Bremer Bürger selbst, die aus einer großen früheren Weide für das Vieh der Bürger einen Park voller landschaftlicher Reize haben machen lassen. Mit seinen wundervollen Parkwegen, seinem alten Baumbestand, seinen Wasserläufen und Stengetärten verdient der Bürgerpark mit Recht den Namen „die Lungen Bremens“.

Was der Fremde an Bremen äußerlich am „fomischsten“ findet, ist die Bremer Flachbauweise. Künstliche Mietkasernen mit Höfen und Hinterhäusern sind in Bremen unbekannt. Bremen ist bis auf das Stadlinnere flach gebaut. Das Ein- und Zweifamilienhaus herrscht hier vor. Dadurch ist zum größten Teil die räumlich erhebliche Ausdehnung der Stadt bedingt. In den Vorstädten mußt Bremen dem Großstädter leicht kleinstädtisch an. Er schiltet meist den Kopf, wenn er hört, daß in Bremen einige tausend Lohnproletarier Hausbesitzer sind. Das Bremer Kleinhaus, da es früher nicht unerschwinglich teuer war und hoch mit Hypotheken begeben wurde, ist vielfach Eigenbesitz. Freilich gibt es in den Arbeitervierteln auch ganze Straßenzüge, wo ein niedriges Häuschen neben dem andern in ein und demselben geschmacklos-äben Baustil errichtet ist: höfliche Steinkästen neben Steinkästen. Doch kommt man auch wieder durch Straßen, wo sich vor jedem Haus ein schmales Vorgärtchen befindet, oder wo vor allen Häusern Glasveranden angebracht sind, weswegen man Bremen auch die „Gläserne Stadt“ getauft hat. So wird also, wer nach Bremen kommt, nur in keine Wollenträger suchen wollen.

Einen ausgezeichneten Rundblick über die an der Weser gelegenen Stadtteile Bremens hat man von den drei Brücken, die über die Weser

führen (in Bremen ist die Weser zuerst vor der Mündung überbrückt) und vom sogenannten Stadtwerder auf dem linken Weserufer. Einen prächtigen Anblick gewährt Bremen auch von dem Aussichtsturm im Bürgerpark.

Es bliebe noch zu sagen übrig, daß das Gesamtbild Bremens im Osten von den Schornsteinen der Automobilfabrik Daimler-Benz sowie des Elektrizitätswerkes, im Westen von der rauchumwobenen Norddeutschen Hütte umgrenzt wird. Dazwischen liegt die „H. O. Weser-Werft“, der teils Werft, teils Landbetrieb „Alfaswerke“, die Gutehoffnungshütte und die Großbrauerei Haake-Beck. Dem Westen der Stadt gibt natürlich der Hafen das Gepräge, wenigleich sich auch das Bremer Hafenviertel etwa zu dem Hamburger St. Pauli, dem der Hamburger Hafen seinen ganz unverkennbaren Stempel aufdrückt, nicht einmal rein äußerlich in Parallele setzen läßt. Es fehlt den Bremer Häfen das belebende Element der großen Passagierdampfer, die, wie es sagt, in Bremerhaven bleiben. Überhaupt befindet sich Bremen als Hafenstadt, die gegen Hamburg, Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen konkurrieren muß, in einer recht ernsten Krise. Seine Zukunft ist vielleicht mir dadurch zu sichern, daß es möglichst viel Industrie an seine Häfen heranzieht.

Aber dagegen wendet sich die Bremer Bourgeoisie, die im Parlament nur über eine ganz geringe Mehrheit verfügt, mit aller Macht, weil ihr eine Ausbreitung der Industrie mit einer roten Mehrheit bei kommenden Wahlen gleichbedeutend ist. Darin sind die heutigen Bremer Pfefferhändler und Börsenjobber, die Kaufleute, Neuber usw. die getreuen Gefolgsleute der früheren Machthaber in Bremen. Als die Bremer „Geschlechter“ die Macht des Erzbischofs in Bremen besetzt hatten, bedurft es blutiger Kämpfe des Bürgerturns, der Handwerker, Künstler und Kaufleute, daß sich die Wollrechte durchzusetzen begannen und als schließlich das Bürgerturn zur Macht gelangte, da übte es eine fast schrankenlose Klassenherrschaft gewissermaßen bis in die Gegenwart hinein aus. Trotzdem Bremen sich stolz eine „Freie Hansestadt“ nennt und obwohl seit dem Jahre 1804 in dem Schild des Wapens die Worte eingemeißelt sind: „Freiheit da ist zu openbar“ (Freiheit verkünde ich euch), wird es doch der organisierten Macht der Werkslöhner vorbehaltend bleiben, dieses Wort von der Freiheit zu erfüllen.  
Hans Padmad.

**An der Eisensäge**

lodert ein Funkenmeer  
Durchs Sägehaus,  
Das brennt mir armen Mann  
Die Seele aus.

Säge, die alles frißt,  
Fraß meine Hand,  
Raubt mir das Augensicht  
Und den Verstand.

Wär sie nicht ausgebraunt  
Wärs einerlei,  
Hätt' sie die Säge längst  
Schulitten entzwei.

Wald ist der letzte Rest  
Meines Lebens verglüht,  
Nichts ist geblieben mir  
Als dieses Eisd.

Daß es nicht untergehe  
In Kärm und Braus,  
Singt es und denk' an mich  
Im Sägehaus.

Erich Grisar

man, was es hilft, wenn man schimpft und schreit und recht unverschämt ist! Jetzt wird Timon aus einem armen Schinder ein reicher Mann, bloß weil er das Maul weit aufreißt und die Grobheiten ins Gesicht schmeißt. Gätte er geduldig, mit gedogenem Rücken, schweigend weiter gearbeitet, er hätte lange warten müssen, bis sich jemand um ihn kümmert.“ Auch Plutos weigert sich zunächst, den Auftrag auszuführen: Timon kenne ja den Wert des Geldes nicht und wisse den Reichtum nicht zu schätzen, es sei besser, den Schatz zu den Reichen zu bringen, die ihn in Ehren hielten. Der gute, alte Zeus in seiner Götterversammlung redet „seinem lieben Plutos“ freundlich zu: auch die Reichen hätten ihre Fehler, denn sie hielten ihr Geld hinter Schloß und Riegel und bewachten es wie ein Hund an der Krippe, der zwar den eingeschütteten Hafer selbst nicht fressen kann, aber nicht dulden will, daß die hungrigen Pferde davon fressen.

Schließlich läßt sich Plutos überreden, er holt den Schatz herbei und begibt sich mit Hermes an Timons Arbeitsstätte. Dort finden sie die Penia, die Göttin der Armut, mit ihren Gefährtinnen: der Arbeit, dem Fleiß, der Unbedrossenheit, der Klugheit, die ganze Schar seiner, „die unter der Fahne des Hungers dienen“. Nachdem diese verjagt worden sind, wird der Schatz nacheinander in den Erdboden versenkt. Als Timon am andern Morgen mit seinem Spaten den Boden aufwühlt, gleißt und blinkt ihm das Gold entgegen. Nun mit einem Male erwacht in ihm wieder die Liebe zum Reichtum, er singt dem noch kurz vorher verachteten Metall einen aus Sehnsucht und Grauen gemischten Lobgesang: „O Gold, du schönste Augenweide der Sterblichen, lodernndes Feuer gleich glänzt du bei Tag und Nacht. Du rotes, flimmerndes, strahlendes Gold, aus nächstlich machst du schön, aus alt machst du jung und aus niedrig machst du vornehm. Du lockst den Priester vom Altar, du bindest und löst geweihte Bande, du segnest den Verfluchten. Du adelt den Gauner und verschafft dem Schurken einen Platz im hohen Räte der Vornehmen. Selbst der Ausack machst du lieblich, du führst der alten,

reichen Witwe Freier zu, und wenn sie auch Wehreiz erregt, so läßt du sie doch balsamisch duften wie ein hoher Frühlingstag.“

Es ist ein feiner Zug des Herzenstenners Lucian, daß er in Timon wieder die Freude am Gelde erwachen läßt. Timon, der noch tags vorher das Geld verflucht und die arbeitssame Armut gelobt hat, wirft den Spaten verächtlich beiseite und wühlt im Golde. Jetzt ist er mit einem Schlage ein anderer Mensch geworden, er freut sich des Reichtums und schmiedet Pläne, wie er ihn verwenden will: diesmal will er vernünftiger sein, keinem Menschen will er einen Heller schenken, als Menschenverächter will er in ländlicher Einsamkeit sein Leben verbringen. Am meisten weidet er sich an dem Gedanken, welchen Ärger seine Mitbürger empfinden werden, wenn sie von seinem Reichtum erfahren. Und schon hat sich die Kunde davon in Athen verbreitet, schon eilen seine vormaligen Freunde und Begenossen herbei. Timon sieht sie von weitem herannahen und stellt sich auf, mit seinem Spaten will er ihnen einen freundlichen Empfang bereiten.

Da erscheint schon der schnellste von allen, sein bester Zechbruder Gnathonides, auf dem Wan. Dieser Mensch hatte an Timons Tafel ganze Krüger Wein getrunken und große Mengen Speisen geschluckt, als aber Timon verarmt war und ihn um eine Unterstüfung bat, besaß dieser Schurke die Frechheit, seinem Wohläter einen Strich zu reichen zum Aufhängen. Jetzt streckt er ihm die Hand entgegen: „Guten Tag, mein liebster, bester Freund Timon! Wie sehts mit dir, altes Zechbrüderchen? Ich habe es ja immer gesagt, daß die Götter einen solch braven Mann, wie unsern lieben, guten Timon, nicht verlassen werden. Nein, wie ich mich freue, ich kanns kaum sagen.“ Aber Timon haucht ihn unsanft an: „Guten Tag auch, mein lieber Gnathonides, du aller Geier gefräßigster und aller Menschen nichtwürdigster. Sei mir willkommen und tritt näher.“ Und mit dem Grabstein anbietet er ihm den Willkommenguß, so daß der Freund heulend, mit blutendem Schädel davonläuft.

## Das Werkzeug in seiner Entwicklung

Jeder Kollege, der an seiner Werkbank steht, wird sich schon Gedanken gemacht haben über das Werkzeug, welches er in der Hand hält. Es ist lehrreich, zu untersuchen, wie dieses Werkzeug sich zu solcher Vollkommenheit entwickelt hat. Und so fangen wir an: Des Menschen ureigenstes Werkzeug ist die Hand. Für den Beruf überhaupt kommt es sehr auf die Geschicklichkeit eurer Hand an. In der Kindheit gebraucht ihr die Hand zum Sandhaufen durchwühlen, zum Spielen, in der Schule zum Schreiben, zum Anfassen. Kurz gesagt: Ihr gebraucht sie zu allen Verrichtungen eures Erdenwallens. Man spricht deshalb von der Hand auch als dem Werkzeug der Werkzeuge. Die Geschicklichkeit der Finger unter Anleitung des Verstandes hat sich nur verfeinert, und so ist die Fingergemeinschaft, die Hand, mit einem, ja überhaupt der wertvollsten und unentbehrlichsten Körperteile, die der Mensch besitzt. Füre uns Arbeiter ist sie unser Kapital.

Der Mensch der Urzeit mußte sich, um nicht Hungers zu sterben, seine Früchte selbst holen und — um selbst etwas anzubauen — auch graben. Ihm kamen wohl schon damals die gebateten Lauben nicht in den Mund geflogen. Er mußte arbeiten, er mußte wirken. Von diesem Wort wirken — was so viel wie schaffen bedeutet — kommt das Wort Werk. Dazu brauchte er das Werkzeug, welches wir schon kennen: die Hand, und da er mit der Hand keine Sträucher und Bäume umbauen konnte, ohne einen scharfen Gegenstand anzuwenden, mußte er sich nach einem Werkzeug umsehen. Dieses Werkzeug schuf er sich nun in der Gestalt der Faustkeile, die er sich aus hartem Gestein herstellte. Sie waren handlich anzufassen und verjüngten sich nach dem Ende zu (Verjüngung kennt ihr aus dem Berufsschulunterricht und der Raumlehre). Also das keilförmige Werkzeug brauchte er. Wer von euch schon Altertums Museen besucht hat, der kann solche Faustkeile in größeren Mengen vorfinden. Mehr oder weniger zeichnen sie sich durch gute Bearbeitung aus. Warum benutzte nun dieser Ur-mensch einen Keil? Warum nicht einen runden Stein zum Arbelten? Ihr werdet ob solcher Frage lachen, aber dem Menschen in der Wildnis war es bitterer Ernst. Wir können die Antwort leicht darauf geben: In der Verjüngung eines Werkzeuges erblicken wir den Zweck, das Eigentliche des Werkzeuges: die Schneide, die Schärfe. Also darum war es dem primitiven Menschen zu tun, einen scharfen Gegenstand zu besitzen, um ein Ergebnis seiner Arbeit zeitigen zu können.

Mit der Zeit war dem Ur-menschen der Faustkeil auch zu nichtig. Wohl konnte er kleinere Äste und Bäume bearbeiten, auch damit graben (Grabsticht), aber größere Bäume konnte er damit nicht fällen. Er mußte also danach trachten, schwere Schläge mit dem Faustkeil auszuführen. Sein Arm reichte dazu nicht aus. Der Arm war ihm wohl schon Hebel, aber noch nicht lang genug. Also verlängerte er den Hebel Arm, indem er mit einem scharfen, spitzen Stein (Keilform) ein Loch in seinen Faustkeil bohrte und einen Stiel hineinsteckte. Der Hebel wurde also verlängert (welchem Naturgesetz das entspricht, wißt ihr!) und das so verlängerte Werkzeug konnte mit größerem Schwung an das zu bearbeitende Stück geführt werden. Hier war also schon eine Verbindung zwischen Keil und Hebel hergestellt. Der Ur-mensch fertigte sich Äste, Hämmer und Beile an, alles Werkzeuge, die er unbedingt brauchte.

## Zwischenfall im Kino

Ich weiß nicht, warum ich in den Pausen immer wieder das alte Mütterchen anschauen mußte, das dicht vor mir mit tiefer Gerührtheit die Handlung verfolgte und doch von Akt zu Akt enttäuschter zu sein schien, und doch wieder den Blick nicht losreißen konnte von der zappelnden Veimwand. Auch in den Pausen nicht, wo doch wirklich nichts zu sehen war als eine langweilige weiße Wand, auf der manchmal ein Schatten sich bewegte, wenn unten im Orchester jemand die Notentlampe streifte oder ein Notenblatt umschlug. Vielleicht war es, daß ich diesen Typus der Kinobesucherin noch nicht kannte. Vielleicht, weil ich mich fragte, welchen Eindruck mag dieser Spiegel modernen Lebens, moderner Sensationsgier auf diese Frau machen, die ihre Jugend unzweifelhaft in einer Zeit geruhamen Fortschritts verlebte hatte, für die ein Wall ein Fest war, auf das man sich Monate vorher freute. Ich kam nicht zurecht mit meinen Gedanken über die Alte, vielleicht aus dem Bewußtsein heraus, doch nicht die letzten Spiegelungen ihrer Seele aus ihrem Antlitz herauslesen zu können. Es wurde wieder dunkel. Der letzte Akt. Eine waghalsige Szene. Eine fast zu natürliche Sterbeszene. Da schreit plötzlich die Alte auf. Was mag ihr sein? War sie wirklich den Sensationen des Films nicht gewachsen? War ihr der Scheintod eines Filmhelden so tiefes Erlebnis? Die Frau fiel in Ohnmacht. Man trug sie hinaus. Ein Zwischenfall im Kino. Das Bild jedoch rollt weiter. Pause. Neuer Film. Neue Sensationen.

Ich folgte der Frau, die wieder zu sich gekommen war, in das Büro des Kinobeaters, wo man sie zu beruhigen versuchte. Vergeblich. „Mein Junge ist tot,“ murmelte sie immer wieder. „Welcher Junge?“ fragt jemand und schon beginnt die Alte zu erzählen von ihrem Sohn, der lange vor dem Kriege zur See gegangen. Der in Indien war, in Afrika, in Amerika. Von dem sie jedoch seit Ausbruch des Krieges nichts mehr gehört. Sie erzählt, wie ihr Leben still verrann seither. So einsam, ohne einen Brief von ihm. Oder auch nur einen Gruß. Was sie ihn nun wieder sah. „Wo? Wo?“ fragt man und ist schon auf

Wenn des einzelnen Menschen Kraft nicht ausreicht, um einen schweren Gegenstand wegzutransportieren, wirft du deinen Kameraden bitten, dir zu helfen. Ihr werdet ein Brecheisen (Hebel) nehmen und werdet die Spitze (Keil) unter den Gegenstand schieben, um ihn zu heben. Ihr werdet Hundshölzer herbeischaffen, um den Gegenstand fort-zurufen. Wie viele Beispiele bietet euch die Werkstatt! Dieser Regel bediente sich auch schon der Ur-mensch und freute sich über seine Fertigkeit. Und ihr?

Wir haben also drei wichtige Grundformen kennengelernt: den Keil, den Hebel, die Rolle. Drei Hilfswerkzeuge des Ur-menschen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, nur daß man keinen Faustkeil mit Hebel aus Stein mehr besitzt, sondern aus Eisen und Stahl. Denn aus der Geschichte wißt ihr, daß auf die Steinzeit die Bronze- und auf sie die Eisenzeit folgte. Jedes Altertums-museum zeigt euch solche Werkzeuge zeitläufig geordnet. Ihr könnt dann einen Maßstab anlegen, wie weit der Stand des heutigen Werkzeuges ist.

Ihr könnt ein Werkzeug in die Hand nehmen, welches ihr wollt, überall Lehren Keil und Hebel, teils einzeln, teils „zusammengesetzt“ wieder. Der heutige Hammer, das Beil, die Axt: eine Verbindung von Keil und Hebel; die Gange, die Schere, die Säge: ebenfalls ein zusammengesetztes Werkzeug. Seht euch weiter einen Wöhler an, wie ihn der Schreiner, wie ihn der Schlosser benutzt, betrachtet den Drehstuhl des Eisen-drehers und den Hobel des Tischlers, kurzum: die Angriffsfläche, die das Werkstück bearbeiten soll, ist in Keilform gehalten. In Verbindung stehen alle diese Werkzeuge mit dem Hebel. Holt aus der Tasche euer Messer. Es hat aufgeklappt einen Rücken und eine schneidende Seite (Querschnitt: Keilform) und das Gest zum Halten als Hebel.

Die Rolle, wird mancher von euch sagen, was spielt sie nun für eine „Rolle“? Ich zeigle euch an einem Beispiel, wie ein schwerer Gegenstand fortbewegt wurde. Was liegt da näher, als an das Ma-d zu denken? Das Rad hat auch seine Geschichte, Kollegen. Denkt an das einfache Scheibenrad des heutigen Eingeborenen und des damaligen Ur-menschen, denkt an die schweren Räder der alten Fahrzeuge und denkt an unsere modernen „Räder“. Jetzt kommen wir auf das Ding, das schneller fortbewegt, schneller arbeiten läßt: die Maschine, das zusammengesetzte Werkzeug! Habt ihr schon einmal überlegt, daß die einfachen Erfindungen des Ur-menschen verbessert als zusammengesetztes Werkzeug die Maschine ergeben? Wir können diese Maschine heute gar nicht mehr missen, wollen wir nicht zugrunde gehen! Sehen wir nicht an den ganzen Bearbeitungsmaschinen, wie Drehbank, Hobel-, Bohr-, Futter-schneidmaschine und wie sie alle heißen mögen, die Keilform am Bearbeitungstisch, den Hebel in der Antriebs-(Hebel-)stange und die Zahn- und sonstigen Räder in der ehemaligen Rolle?

Das Werkzeug ist neben dem Menschen die Seele des Betriebs ohne Werkzeug, auch dem unvollkommenen, kann niemand mehr auskommen.

W. N i e m e r.

Die Wanderschaft ist die Dienensfahrt nach dem Honigtage des Erdenlebens. An lieblichen Erinnerungen, seligen Gefühlen, würdigen Gedanken und huldvollen Augenblicken überladet sich keiner. Zuviel trägt man nicht ein. Sichleben und Heimbleiben will was zu fernern haben.

F a h n.

dem Sprunge, in das Theater hineinzurufen, der und der möge herauskommen zu seiner alten Mutter. Nein! Nein! Auf den Reklame-photographien hat sie ihn gesehen. Draußen vor dem Eingang. Sie hatte ihn gleich erkannt, aber es konnte eine Täuschung sein, doch hoffte sie ihn bestimmt zu erkennen, wenn sie das Theater besuchte. Gewisse Bewegungen, der Gang sind Dinge, die eine Mutter, die ihr Kind vom ersten Schritt an beobachtete, nie vergißt. Ja, was sei da zu erzählen. Er war es. Er war ja immer ein geschickter Turner gewesen, aber was er da gemacht, daß habe ihr doch den Atem verschlagen. Daß sie aber auch noch sehen mußte, wie er in den Abgrund stürzte und das Genick brach, das sei doch zuviel für sie gewesen. Daß man so etwas überhaupt noch photographieren dürfe. Wie sie die brechenden Augen ihres Sohnes gesehen hatte, wußte sie, daß jetzt alles aus war. Daß ihr Sohn tot sei. Und da müßte sie wohl geschrien haben.

Man versuchte, die Frau zu beruhigen. Das sei nur eine Aufnahme. Ein gestellter Tod. Wenn es wirklich ihr Sohn sei, dann würde er noch leben und sie könne ihn schreiben. Der Kinobesitzer erbot sich, ihr die Herstellerfirma aufzuschreiben. Im Augenblick wußte er zwar die Adresse nicht, da er den Film ja durch einen deutschen Verleiher bezog, aber in einigen Tagen habe er sie erfragt und sie könne dank selbst hinschreiben.

Das schien aber keinen Eindruck auf sie zu machen. „Dabei wird er nicht wieder lebend,“ sagte sie noch und dann ging sie fort. Mich interessierte der Ausgang dieses Dramas sehr und nach einigen Tagen ging ich wieder in das Kino und fragte den Besitzer, ob die Frau wieder dagewesen sei. „Ja, jeden Tag.“ Sie sehe sich den Film bis zum letzten Akt an und kurz vor dem Ende ginge sie. So, so. Und ob sie bereits fortgeschrieben habe, um Gewißheit zu bekommen. Nein, sie wolle nicht. Da hat ich um die Adresse und den Namen des Darstellers. Mein Interesse an diesem Fall war noch gewachsen. Ein Brief ging nach Amerika, Wochen darauf kam die Antwort. Es verhielt sich leider so, wie ich in meinem Briefe angedeutet hatte. Die Sterbeläden und



## Die revolutionäre Aufgabe der Jugend

In den Mittagsstunden des 18. März 1848 fand vor dem königlichen Schloß in Berlin eine Massenversammlung statt, die die Zurückziehung des Militärs aus der Stadt verlangte; waren doch durch den revolutionären Sturmwind die Spannungen aufs äußerste gestiegen. In Frankreich und England erfüllten Klassenkämpfe von gewaltigem Umfang die bürgerliche Gesellschaft. In beiden Ländern mußte die schon an der Macht befindliche Bourgeoisie sich des starken Ansturms der organisierten Arbeiterklasse erwehren. In Deutschland marschieren noch keine geschlossenen organisierten Arbeiterbataillone auf. Nicht die sozialen Forderungen des Proletariats, sondern die politischen des Bürgertums drängten nach Lösung. Die Niederrückung des alten Staates, der stark vom grundbesitzenden Adel beherrscht wurde, lag im allgemeinen Bedürfnis der damaligen Klassen, die unter dem Druck ökonomischer Ausbeutung und politischer Entrechtung standen. Auf eigener Scholle wollte der Bauer sich seines Daseins freuen und als freier Mann leben; nach ungehinderter Betätigung seiner Neigungen und Interessen verlangte der Intellektuelle; Befreiung der Kleinrentner war das Bestreben der Bourgeoisie; freie Berufswahl und Freizügigkeit war die Lösung der Bürger und Handwerksgehilfen. Ob durch Zufall oder mit Absicht, das läßt sich heute nicht mehr feststellen, fielen bei der erwähnten Demonstration plötzlich zwei Schüsse. In der allgemeinen Erregung wirkten sie wie Funken im Pulversatz und die aufgespeicherte Empörung zur Explosion bringen. Sie waren das Signal zum Barrikadenkampf in Berlin, der mit dem Siege der revolutionären Bürger und Arbeiter über die Truppen endete. Unter dem Druck der Verhältnisse wurde der König gezwungen, entblößten Hauptes die Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer, die Opfer seiner despotischen Wirtschaft zu grüßen. Die Fingel der Staatsgewalt fielen in die Hände des Bürgertums, das nach Verlöschen des ersten Revolutionsfeuers aus Angst vor den selbständigen Ansprüchen des Proletariats den Kampfgenossen der Barrikade an die Reaktion verriet und die Früchte der Revolution lieber mit dem Feind von gestern teilte. Die Arbeiterklasse war eben noch lange nicht reif und entwickelt genug, den Sieg auszunutzen, den sie mit ihrem Blut erkochten hatte.

Heute gedenken wir bei Märzgefalleneneseien der Toten, die für die Idee der Revolution 1848 gestorben sind. Die heutige Generation hat auch eine Revolution hinter sich: Sie beseitigte das morsche, halbabsolutistische Kaiserreich mit seinen Thronen und Thronchen und ließ an seine Stelle die Republik treten, in deren Verfassung größtenteils die Ideen von 1848 verwirklicht wurden. Geboren im größten Elend, die Erbin eines verlorenen Krieges von nie gekannter Auswirkung, wurde sie bald von allen Seiten arg bedroht und verannt: Die einen sehnten sich wieder in die wilhelminische Ara zurück; die anderen wollten mit blutiger Gewalt Zustände erzwingen, die über die ökonomischen Möglichkeiten hinausschossen und deshalb nicht zu verwirklichen waren. In dieser großen Gefahr war die sozialistische Arbeiterklasse der Damm, an dem sich die wilden Wogen brachen. Mit Einsetzung aller Macht von Gewerkschaft und Partei stand sie als Hort der Demokratie in dieser hochgehenden Brandung. Dieses Verteidigen der Republik war nur möglich in der Erkenntnis, daß durch Republik und Demokratie der Boden zum Sozialismus geböhnet wird.

der Absturz waren nicht gestellt. Ein unglücklicher Zufall; das Mißlingen eines oft ausgeführten Tricks waren die Ursache. Ein geistesgegenwärtiger Regisseur hielt die Szene fest. Mächte sogar mit verdächtigem Objektiv eine Ferngroßaufnahme. Ehe sich die Sanitätsmannschaften an den Verunglückten heranarbeiten konnten, war es aus mit ihm. Ein bedauerlicher Fall. Aber es würden in der Regel zu solchen Aufnahmen Leute ohne Anfang genommen. Nicht selten solche mit natürlicher Neigung zu gefährlichen Aufgaben. Auch das viele Geld lockte. Mancher habe bereits ein Duzend solcher Aufnahmen hinter sich und freue sich auf die nächste. 100 Dollar seien eben nicht immer so leicht zu verdienen. 1000 Dollar seien für die Angehörigen ausgesetzt gewesen im Falle des Mißlingens. Ansprüche müßten allerdings unmittelbar geltend gemacht werden, wenn sie Berücksichtigung finden sollten. In diesem Falle seien sie leider verjährt, da der Film Fabrikat vorletzter Saison sei. Immerhin, wenn ein Beweis dafür angetreten werden könne, daß es sich tatsächlich um die Mutter des Verunglückten handle, sei man nicht abgeneigt usw.

Auf die alle Frau machte dies alles keinen Eindruck. Sie wußte ja, daß ihr Sohn tot sei. Das Geld hätte ihr wohl dienlich sein können, aber sie machte keinen Versuch, es zu erlangen. Wie hätte sie auch beweisen können, daß sie die Mutter war? Er hatte längst seinen Namen geändert, er hatte Wesen und Sprache fremder Länder angenommen und vielleicht glaubte es niemand, daß seine Heimat Deutschland war.

Und was sollte sie letztlich auch mit dem vielen Geld? Für sich brauchte sie es nicht mehr; denn sie fühlte, daß es zu Ende gebe mit ihr, nun, da sie wußte, daß ihr Sohn doch tot sei.

Ihr Junge, für den sie sich aufgespart hatte, den sie wiedersehen wollte.

Einige Male sah ich sie noch im Kino. Sie hoffte wohl, ihren Jungen in anderen, früheren Rollen wiederzuerkennen. Vergeblich.

Sie sah ihn nicht mehr. Und auch ich habe die Alte feilher nicht wieder gesehen.

Erich Erlitz.

Für die Arbeiterklasse ist die Demokratie nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, zur Erreichung des Sozialismus. Für die Umwandlung der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung zur sozialistischen sind zwei Notwendigkeiten Voraussetzung: die wirtschaftliche Grundlage, auf der sich die sozialistische Wirtschaft aufbauen kann und die geistige Reife der Arbeitermassen. Die wirtschaftliche Entwicklung vollzieht sich fast ohne Einwirkung des Proletariats durch die dem Kapitalismus innewohnenden Triebkräfte, deren Ausdeutung das Lebenswerk Karl Marx ist. Die geistige Reife kann aber nur das Ergebnis einer intensiven Bildungs- und Erziehungsarbeit der Arbeiterklasse selbst sein. Aus der letzteren Tatsache erwachsen besonders der gewerkschaftlichen Jugendarbeit große kulturelle Aufgaben, die in voller Auswirkung ihrer Ziele von großer revolutionärer Kraft sein müssen.

Zwei Welten ringen heute miteinander um ihr Dasein. Auf der einen Seite steht der Kapitalismus mit seinem Eigentumsbegriff (dieser ist gerade in der Frage der Fiskusabfindung von großer Bedeutung). Er züchtet den Egoismus, den Neßischen Nämenschchen, verherbt den Raub, proklamiert den Krieg aller gegen alle und schafft dadurch immer neue Feinde und Explosionsherde für kriegerische Verwicklungen, die sich weder durch den Völkerverbund in seiner jetzigen Gestalt, noch durch Verträge der kapitalistisch-imperialistischen Staaten dauernd beseitigen lassen. Die ganze bürgerliche und fast ausschließlich auch die staatliche Erziehung ist auf die Erhaltung und Züchtung der kapitalistischen Raub- und Besitzinstinkte eingestellt. Von der Wiege bis zum Grabe begleitet die kapitalistische Gedanken- und Vorbildungsarbeit den Menschen, der ganz naturgemäß das Produkt dieser Erziehungsarbeit geworden ist. Auf der andern Seite steht der Sozialismus mit seiner Forderung nach Vergesellschaftlichung aller zum Leben notwendigen Materialien und Tätigkeiten. Er verabscheut den Raub und mit ihm den Krieg. Er will den Menschen zur Eingabe für eine große sittliche Idee, zum Aufgeben des schmutzig-Nainen Egoismus erziehen. Eine ungeheure geistige Revolution muß einleiten, um den heutigen Menschen für diese Gedanken reif zu machen. Erstickt wird diese Arbeit dadurch, daß der Kapitalismus in vollstem Maße alle Möglichkeiten besitzt, die den Menschen und seinen Charakter formen. Für den oberflächlichen Beobachter scheint schon der Weg der wirtschaftlichen Umwandlung ein endloser zu sein, wieviel stärker scheint der Weg vom kapitalistischen zum sozialistischen Menschen sich ins Unendliche zu verlieren. Wenn früher zum Vorkommen für den Sozialismus Mut und Überzeugungsgläubigkeit gehörten gegenüber den Schikanen des Polizeistaates, so gehört es heute zum Ablegen der Kleinbürgerlichen Gesellschaftsformen. Die kapitalistische Ideologie ist das stärkste Bollwerk für die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft. Die Geschichte aller sozialen und revolutionären Bewegungen aller Zeiten zeigt, daß sehr viel Gewicht auf die Erziehung besonders der Jugend und Kinder im Sinne und Geiste ihrer Ideen gelegt wurde. Bei aller Ablehnung ihrer wirtschaftlichen Konstruktionen und politischen Systeme sind die großen Utopisten die besten Vorbilder in der Wertung der Erziehung für die Veränderung der menschlichen Gesellschaft. Sie erkannten, daß dieses über die kulturelle Hebung der Unterdrückten und mit der Erziehung von Herz und Hirn der Massen gehen müsse. Der Sozialismus unserer Tage will den Kapitalismus ablösen und muß feiner, der sozialistischen Gedankenwelt in den Herzen und Hirnen Eingang und lebendiges Verfesten verschaffen.

## Zastaptschil

Eine spasshafte Geschichte aus Böhmen von Marcel Salzer

Mein Freund, der politische Sicherheitsmann, Van Wengel Zastaptschil in Prag, ein sehr pflichtstreifiger Beamter, hat sich bei mir über eine niederträchtige Frechheit beklagt, was ihm passiert ist.

„Denkens Thne“, hat er gesagt, „ich sorg ich vorige Woche einen sehr berühmten erfolgreichen Einbrecher, mit Namen Natravit, gebürtig aus Böhmen. Ich hielt ihn fest bei linker Hand, was ich ihm sicherheitshalber ein bißel einwärts dreht hab“, und wir zwei beide spazieren so gemüthlich Hand in Hand höheren Ortes auf Polizeikommissariat.

Auf einmal sagt er leise zu mir, ganz leise: „Van Zastaptschil, Van Zastaptschil!“

„No, was is“, fog ich, „son S' vielleicht Nana Kind? Könneng nit warten, bis mir do find?“

„Van Zastaptschil, im Gegenteil; ich hob ich nur gehoramt ein Anligen!“

„Was wullens mich onliegen?“

Sagt er: „Van Zastaptschil, ich möcht ich mir nur für zwei Krekzari a Stück Hausbrot oder a Daberl kaufen. Ich hob ich Hunger wie das größte Viech!“

„Wie das größte Viech? No, so schau'nd mich on“, sag' ich, „ich hob ich auch schon volle zwei Stunden nit im Markt geseh'n! Dienst is Dienst! Wächerlich!“

„Weil mich aber der Kerl soviel angeboten hot, hob ich total z'rissene Geduld bekommen, hos ihm's Handl wieder auswärt's dreht und g'logt: „Wadann, mach, geh'n's do hinein in Wäderlaben, ich werd' do warten, aber schnell, schnell! Dienst is Dienst! Wächerlich!“

„Ich wort' an Viertelstund, ich wort' an halbe Stund, ich wort' a dreiviertel Stund, er kummt nit — er kummt nit — er kummt nit — er kummt nit. Denk' ich mir: „Wadann — host' dir'n!“

„Van Wädermeister“, fog ich, „bitt' schön, geben's mir den Herrn her, az ich hot um zwei Krekzari Stück Hausbrot oder Daberl kauft!“

Die gewerkschaftliche Jugendbewegung, als ein wesentlicher Teil der sozialistischen Kulturbewegung, hat die Aufgaben der proletarischen Erziehungslaborarbeit in vollem Bewußtsein ihrer Größe und Schwere in ihr Bestimmungsfeld aufgenommen. Es gilt, durch die Tat die Zugehörigkeit zu einem neuen, in die Zukunft weisenden Kulturkreis zu beweisen. Hierzu gehört die Ablehnung des Alkohol- und Nikotin-gewisses, die Schaffung eines eigenen Gemeinschaftslebens und die Ablehnung der durch Überlebensnot gezeigten bürgerlichen Gesellschaftsformen. War der Sozialismus zunächst ein System äußerer Lebensgestaltung, in dem die Wirtschaft aufgebaut sein wird als eine Gemeinschaft, in der wirtschaftliche Gerechtigkeit gelbt werden soll, so ist heute die Frage lebendig geworden: Ist das alles, was der letzte Sinn des Sozialismus? Sollte er nicht auch der Bedeutung eines neuen geistigen Seins dienen? Die sozialistische Kulturidee ist deshalb nicht etwas zufälliges oder gar eine Modebewegung, sondern sie hängt eng zusammen mit dem Bewußtsein, daß der wirtschaftliche Aufbau in der neuen Gesellschaft allein nicht genügt, die menschliche Sehnsucht nach Neuem zu befriedigen.

Die Kulturidee des Sozialismus unterscheidet sich sehr stark von der des Bürgerturns. In der bürgerlichen Welt bekommt man das Gefühl, als ob die Wissenschaft nur um der Wissenschaft, das Erlernen nur um des Erfonnens willen getrieben wird. Wir aber wollen die Dinge in lebendigem Zusammenhang mit der Wirklichkeit betrachten. Wir uns soll das Teilhaben an der Wissenschaft und die Schaffung einer eigenen Kultur Mittel sein, um die Welt und das Dasein in menschenwürdigerem Sinne umzugestalten. Goethe sagte einmal: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!“ Alle Kultur läuft darauf hinaus, die Persönlichkeit des einzelnen Menschen auszubilden. Unser Persönlichkeitsideal ist aber anders als des deutschen Idealismus zu Goethes und Schillers Zeiten, der absah von der Welt, in der die Menschen lebten. Der Sozialismus will die Persönlichkeit im Rahmen der Gemeinschaft bilden. Dieser Persönlichkeitsbegriff geht unmittelbar aus der Wirklichkeit des Lebens hervor. Die Lehre von Karl Marx steht hiermit in keinem Widerspruch. Der tätige Mensch ist die Voraussetzung für den Sozialismus und die marxistische Lehre, ohne diesen müßte sie scheitern. Die Seltenheit einer lebendigen Übereinstimmung von sozialistischer Weltanschauung und Lebensgestaltung muß aufhören. Es ist heute sehr gut möglich, daß zwischen Menschen einer gleichen Weltanschauung tiefere Gegensätze in ihren Handlungen bestehen können, als zwischen Menschen, die gegenständlichen, unvereinbaren Ideentreffen angehören. Die Jugend muß deshalb in dem Glauben erzogen werden, daß das Erkenntnis zur sozialistischen Weltanschauung an sich nichts bedeutet, wenn nicht in den Handlungen diese Gefinnung zum Ausdruck gebracht wird. Hier hat die Jugend ihre Sendung zu erfüllen, die weit revolutionärer ist als die Äder Revolution oder der Novemberinsurrektion 1918; es ist eine Aufgabe, die wohl äußerst schwer, aber dem Überschwang der Jugend anvertraut werden kann, daß sie zu einem Geschlecht werde, dem Lutz nach Freiheit, Freude, Gemeinschaft und Persönlichkeit innezuwohnt. „Du neuer Ufern laßt ein neuer Tag!“

Gustav Weber.

Vom Unglück erst zieh' ab die Schuld!  
Was übrig ist, trag' mit Geduld! Theodor Storm.

### Arbeitspflicht für Erwerbslose?

Die gegenwärtige Wirtschaftsverfassung vermag der Menschheit nicht jene Sicherheit des Auskommens zu verschaffen, wie dies nach dem Stande der Technik, der Höhe der Kultur usw. notwendig wäre. Aberseht ist die Erde, sie vermag noch viel mehr Menschen zu ernähren, wenn nur die Produktionskraft und Absatzmöglichkeit in Übereinstimmung gebracht werden könnten. Wir sind stolz auf unsere Organisationseinrichtungen und vermindern die Anarchie der kapitalistischen Wirtschaft doch nicht zu bannen. Obwohl die Lager teilweise zum Bersten gefüllt sind und fast von allen Produkten Überflus vorhanden ist, hungern die Menschen, sind sie beschäftigungslos, fehlt es ihnen an allem, was zur menschlichen Notdurft gehört. Arbeitsfähige, arbeitswillige Menschen werden zu einer Last, obwohl sie der höchste Reichtum einer Nation sind.

Ungeachtet dessen ist es sehr reich, die Vorschläge zu verfolgen, die von verschiedenen Seiten zur Behebung der Arbeitslosigkeit, zur reibungslosen Inangriffnahme der kapitalistischen Maschinen gemacht werden. Die Vorschläge der Regierung dürfen wir als bekannt voraussetzen, über sie soll heute nicht gesprochen werden. Aber daneben tauchen immer häufiger Vorschläge auf, die auf die Arbeitspflicht der Erwerbslosen hinauslaufen. Wie immer bei solchen reaktionären Maßnahmen geht die Großindustrie mit solchen Forderungen voran. So macht sich die Bergwerksgewerkschaft zum Sprachrohr zur Einführung der Arbeitspflicht.

Gerade die Großindustrie hat die Rationalisierung der Produktion rücksichtslos durchgeführt, ohne im geringsten daran zu denken, wo die entlassenen und überflüssigen Menschen nun eigentlich bleiben. Die Bergwerksgewerkschaft ist darüber entzückt. Sie schreibt (Nr. 148): „Die Industrie verdient wärmste Anerkennung dafür, daß sie das Notwendigste tut, ohne Furcht und ohne falsche Scheu und Sentimentalität. Es muß nun besser werden. Dem, was kommen muß, weil es in der Natur der Dinge selbst liegt, kann man nicht aus dem Wege gehen. Danach gilt es zu handeln. Die Industrie führt also die Rationalisierung durch, ohne nach rechts oder nach links zu sehen. Man muß sich darüber klar sein, daß dieser Prozeß noch lange nicht zu Ende ist, daß er weitergeht und daß deshalb zunächst bei der Arbeitslosigkeit mit einem Dauerzustand gerechnet werden muß.“

Nun, nachdem die Rationalisierung zum Teil durchgeführt ist, ruft man der Regierung zu: Samuel, hilf! Der eben erwähnte Aufsatz ist überschrieben mit: „Arbeit für die Erwerbslosen! Ein Wahnwitz an die Regierung.“ Die Industrie legt die Arbeitskräfte frei und überläßt es anderen, für sie zu sorgen. Natürlich nicht ohne entsprechende Vorschläge zu machen, die allerdings auch danach aussehen.

Ein solcher „Wahnwitz“ ist matrikularweise entsprechende „Zuschreiben“ aus, von denen zwei in Nr. 150 der WJ veröffentlicht wurden. Die eine verlangt die Zusammenfassung der unversicherten Arbeitslosen in Arbeitslosenheeren. „Bei einer weiter so großen Zahl der Erwerbslosen müßte dies für bestimmte Altersgruppen gesetzlich in eine Arbeitspflicht verwandelt werden, um alle Schuldigkeiten der Arbeitslosigkeit von der heranwachsenden männlichen Jugend fernzuhalten.“ Und in einer Zuschrift „von Zentrumskreis“ kommen folgende Sätze vor: „Daß der Krieg mit seiner bösen Folgezeit viel-

„Jo,“ sagt er, „Van Zastapschil, der is so hinaus gongen bei Sintertiel!“  
 „Heiz Maria — Josif, wann denn?“  
 „No, vor dreiviertel Stund, Herr Zastapschil!“  
 „O du verfluchte Nawratil! Haberlump, elendige, Frab, Mihegebur — no wart!“  
 „Nichtig, was will der liebe Herrgott, andern Tag hob ich ihm schon bei Fradschöbel!“  
 „A, griß Ihne Gott, Herr Nawratil, do kommtst her, sonst kriegst ane of Schadel, daß Matifilz kriegt, Lump, du elendigliche! Ich werd dir geben auf Sintertiel! Vorwärts, marsch!“  
 „Wir kommen zu einem Wädemeister wieder, fogat mit der Lump, der elendige, zu mir!“  
 „Van Zastapschil, ich möcht mir nur für zwei Kreizari a Stück Hausdrot oder Haberl kaufen, hobn's Gnade, ich hob ich Hunger, wie das größte Viech!“  
 „No, was sagen Sie, bitte, zu so was? Wie so manche Menschen sind!“  
 „Bitt' schön,“ sog ich, „Herr Nawratil, bitte, gehn's hinein. Essen muß der Mensch. Ich wart' ich nochmal bei Bordertiel!“  
 „Bei Bordertiel — Nawratil!“ So sog ich! — Denken tu ich mir aber: „Bordertiel — Nie Bordertiel! Ich wart' bei Sintertiel! Der Keel glaubt, ich bin so dumm, wie ich aussah!“ Hehe!“ Ich wort' a Viertelstund, er kommt nit, ich wort' a halbe Stund, er kommt nit, ich wort' dreiviertel Stund, er kommt nit — er kommt nit. Ich denke mir: „Dizdann hoff'n dann!“  
 „Van Wädemeister,“ sog ich, „bitt' schön, gebn's mir den Herru her, was sich kauft hot, Haberl um zwei Kreizari!“  
 „Jo,“ fogat er, „Van Zastapschil, der is rausgongen bei Bordertiel!“  
 „Heiz Maria, wann denn?“  
 „No, vor dreiviertel Stund, Herr Zastapschil!“  
 „O du verfluchte Nawratil! Du Bluffan, du ausgehamte! Du Hund, du, du Anarchist! No wart!“

„A paar Tage drauf, hofes nit g'ehn, stit es nit wieder: Wer steht in Prag beim Hungertum und frist? — Der Nawratil! Ich schleich mich zubi: „Servus, Nawratil!“ sog ich, und schon dreh ich um ihn beide Handeln um.“  
 „No, wie neht's? Host wieder Upatit? Jo, Na, jeht fog schon Wehdrot zum Wädertoden, Lump, du elendigliche. Jeht kriegt of a paar Monat bessere Linsen, meine geliebte Freind, Vorwärts, marsch!“  
 „Wir kommen zu einem Wädertoden wieder. Jeht aber passen S' obacht, wie so manche Menschen sind.“  
 „Bitt' schön, Herr Zastapschil!“, fängt er wieder an.  
 „Na, was denn, ha?“  
 „Nur um zwei Kreizari möcht ich mir an Stück Hausdrot oder Haberl kauf'n 's letzte Pol in mei Leben, teurer Herr Zastapschil!“  
 „Dabei hot er herzlich geweint. Ich hob auch gleich ein paar Tränen lossen müssen. Wein Herz is weid wie Schmieratz.“  
 „Du schlechte Kerl, du schlechte. Wißt wieder Haberl zwischen die Frieß nehmen und weglaufen, und der alte, brave, ehrliche, in Kraut gedienste — in Grinsl verdaute — im Daut vergirnschte (verfluchte deutsche Sprach) — im Dienst ergraute (psuch! Gott sei Dank!) Zastapschil is wieder der Blamierte. Hig do!“ „Do hob'n mir an Gspah abot!“ „Wo host die zwei Kreizari? Her damit! So! Und da bleibst du stehen! Jeht geh' ich hinein, Haberl kaufen, und du kommst drauken worten, du Lump, du elending-elendingliche — — —!“

.....

Bitter. Scheidender Pastor: „Es tut mir leid, liebe Frau, daß ich von dieser Gemeinde scheiden muß.“  
 Frau: „Was sollen wir jeht anfangen?“  
 Pastor: „Oh, Sie werden bald einen besseren Pastor wiederbekommen.“  
 Frau: „Ach nein, in meiner Zeit waren fünf Pastoren, und einer war immer noch schlechter als der andere.“

lach notorische Faulenzen ertragen hat, ist kein Geheimnis mehr. Darum her mit der Arbeitspflicht. Allen, die guten Willens sind, soll geholfen werden.

Die gesetzliche Arbeitspflicht für die Erwerbslosen erscheint vielen Leuten also als der einzige Ausweg. Dabei denkt man nicht an die notorischen Faulenzen an der er Bevölkerungsschichten, die jahraus, jahrein nichts tun, sondern nur an die arbeitswilligen Menschen, die durch die Ineffizienz unserer Wirtschaft außer Funktion gesetzt wurden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß solche Ideen immer mehr Anhänger finden, weshalb es notwendig ist, sich dem rückwärtslos entgegenzustellen. Die Gewerkschaften unterstützen alle Maßnahmen, die darauf gerichtet sind, produktive Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Dabei kann der Gedanke einer gesetzlichen oder sonstwie eingeleiteten Arbeitspflicht nicht in Erwägung gezogen werden. Dies muß mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Die kapitalistische Produktion, die jenes große Heer befristeter Menschen schuf und es zu ihrer Entfaltung bedarf, hat die Pflicht, für Beschäftigungsmöglichkeiten zu sorgen. Vermag sie nicht allen Menschen Arbeit zu verschaffen, dann möge sie gestillt abtreten und anderen die Rettung des Wirtschaftsapparates überlassen.

### Läßliche Kreuzotternbisse

#### Einfache Vorbeugungs- und Gegenmaßnahmen gegen Schlangenbisse

Die meisten diesbezüglichen Nachrichten müssen glücklicherweise in das Reich der Fabel verwiesen werden. Nur einzig und allein den sogenannten amtlich beglaubigten Todesnachrichten kann man Glauben schenken. W. Schreitmüller, der seit Jahren Nachrichten über lässige Otternbisse sammelt und sie auf ihre Glaubwürdigkeit eingehend prüft, weiß von mehreren amtlich beglaubigten Todesfällen zu berichten:

Am 22. März 1922 wurde Anna Hausfuß in Tschiesel von einer Otter beim Aufräumen von Steinen in den Fuchsräden gebissen. Der Fuß wurde oberhalb der Wundstelle sofort mit einem Kesselfeilenmesser abgebunden und das Mädchen hierauf auf einem Wagen zum nächsten Arzt nach Algersdorf gebracht. Da dieser nicht zu Hause angetroffen wurde, fuhr man zum Bahnarzt Dr. Josef Salus nach Wien. Dort laugte man um 2 Uhr nachmittags, also 3 1/2 Stunden nach erfolgtem Biß an. Während der Fahrt klagte das Mädchen über fürchterliche Schmerzen in der Wangengegend (F), wurde am Körper blau, verfiel schließlich, war ekstatisch, einseitig oberflächlich und hatte bereits ihre Bewegbarkeit völlig eingebüßt. In diesem Zustande kam sie in ärztliche Behandlung. Alle Gegenmittel, wie Kampherinjektionen, schwarzer Kaffee, Alkohol, Digitalis, blieben unwirksam. Fünf Minuten vor dem Tode, der um 7 1/2 Uhr nachmittags erfolgte, verfiel sie in Bewußtlosigkeit, aus der sie nicht mehr erwachte.

Ein zweiter, amtlich beglaubigter Todesfall betrifft das fünfjährige Kind des Landwirtes Schieber in Weiskopf bei Neukabdt a. d. Waldnaab. Es wurde am 10. August, nachmittags um 2 Uhr, auf einem Felde von einer Kreuzotter gebissen. Der Tag war kühl. Die Wundwunde wurde angeblich sofort ausgesaugt und der Unterschenkel oberhalb der Wundstelle abgebunden. Die Mutter trug dann das Kind zu Herrn Dr. W. Arenner in Windischschönbach (Oberpfalz), der jedoch kurzzeitig zum Land war und erst gegen 6 Uhr abends heimkehrte. Um 7 Uhr abends kam das Kind in ärztliche Behandlung. Die Wundstelle wurde geätzt, Melumschläge äußerlich und Pognat innerlich verabreicht. Am 11. August abends kam die Mutter des Kindes wieder zum Arzt und wollte sich Rat holen, da das Kind so stark schreie. Er war jedoch wieder weggefahren und sah es erst am 12. August 8 Uhr früh. Das Bein war bis zur Hüfte angeschwollen und blaurotlich verfärbt. Erbrechen, stark beschleunigter kleiner Puls, kalter schwächelbedeckter Körper trat in der Folge auf. Alle Gegenmittel, wie Kampherinjektionen, Bohnenkaffee, Digitalis, Pognat usw., verfielen gänzlich. Das Kind erlag noch am selben Abend dem Biß.

Meiner Meinung nach wurde der Hauptfehler in beiden Fällen bei der Unterbindung der Wundstellen gemacht. Sie muß derart vollkommen sein, daß dem Gifte die Möglichkeit genommen wird, sich im Körper weiter zu verbreiten.

Da Kreuzottern in manchen Gegenden Österreichs und Deutschlands ziemlich häufig auftreten, ist es angezeigt, speziell Vätern mit den Gegenmaßnahmen bei Giftschlangenbissen etwas vertraut zu machen. Nach erfolgtem Biß dürfen vor allem keine unnützen Bewegungen gemacht werden. Der Fuß oder die Hand ist oberhalb der Wundstelle so rasch als möglich mit einer dünnen, festen Schnur straff abzuschneiden. Eine Zigarette oder eine Zigarre, die bald zur Hand ist, wird zum Ausbrennen der Wunde benützt. Die Brandblasen werden nun aufgerissen und, wenn übermanganreiches Kali zur Hand ist, die Wundstelle mit einer starken Lösung wiederholt bestrichen resp., wenn es möglich ist, das ganze Glied damit inne gegeben. Nach innen wirkt am besten reichlich schwerer Alkohol und sehr starker Bohnenkaffee. Der Giftstoff soll möglichst rasch zum nächsten Arzt getragen werden.

Ich glaube, daß diese Rellen dazu beitragen, Leben mit den einfachsten Vorbeugungs- resp. Gegenmaßnahmen gegen Schlangengift zu retten. Es kann vorkommen, daß auf Querschnitten durch reißendes Dornschnecken eines Besonderen ein lässlicher Ausgang oder ein nicht allzu selten im Gefolge auftretendes langes Stiehung nach Giftschlangenbissen vermieden werden kann.

Karl Sroneder, Wien

### Fische als Moskitobertilger

#### Ein neuer Weg zur Moskitobekämpfung

Die Bekämpfung von Mückenplagen kann nur dann erfolgreich sein, wenn es gelingt, die Brut möglichst vollständig zu vernichten. Bei kleineren Gewässern hat sich das sogenannte "Cien" der Wasseroberfläche verhältnismäßig gut als Vernichtungsmittel bewährt. In neuester Zeit kam man nun in Amerika auf den originellen Gedanken, bestimmte Fische als Moskitobertilger heranzuzüchten. Nach einem Bericht von W. E. Connor ist es damit möglich gewesen, binnen kurzer Zeit die Stadt Guanoaquil von der Moskitoplage vollständig zu befreien, so daß seit dem Jahre 1919 keine Fälle von gelbem Fieber mehr auftraten. Diese Stadt hat ganz besonders unter einer schlechten Wasserversorgung zu leiden. Sind doch in den Häusern und Höfen zahlreiche Wasserbehälter als Reservoirs aufgestellt, die naturgemäß den Mückenlarven die besten Brutplätze liefern. Um diese Behälter moskitofrei zu bekommen, versuchte man hierfür verschiedene Fische heranzuzüchten. Anfangs gab es arge Mißerfolge und allerlei Schwierigkeiten. Ein Fisch, der erfolgreich zur Moskitobekämpfung herangezogen werden soll, muß nämlich in dieser Hinsicht mancherlei "ideale" Eigenschaften aufweisen. So muß er unter allen Umständen Fleischfresser sein und Tiere von der Größe einer Mückenlarve verzehren. Er darf sich also nicht nur gelegentlich oder gar nur im Aquarium mangels anderen Futters auf die Larven- und Puppenvertilgung beschränken. Auch darf er keine besonderen Ansprüche an die Wasserbeschaffenheit stellen, wenn er wirklich überall verwendbar sein soll. Auch die leichte Züchtbarkeit darf nicht als weitere Anforderung an einen tüchtigen Moskitobertilger vergessen werden. Man sieht also leicht ein, daß es bei den Versuchen zunächst mancherlei Enttäuschungen gab. Schließlich fand man aber doch im "Galaco" einen Fisch, der allen Anforderungen gerecht wurde. Er wurde in den zahlreichen Reservoirs ausgefetzt und bald waren mehr als 30 000 Vögel durch ihn moskitofrei gemacht worden, womit Hand in Hand das Verschwinden des Gelbfiebers einherging. S. F. Silberbrandt, gleichfalls ein Amerikaner, hat nun weitere, eingehende Untersuchungen über die Verwendbarkeit von Fischen zur Moskitobekämpfung angestellt. Er fand, daß ein in den stehenden Gewässern der Südstaaten von Nordamerika in großen Scharen lebender Zahnkarpfen (*Gambusia affinis*) besonders gut verwendbar ist. Dieser kaum fingerlange Fisch ist ein ausgesprochener Fleischfresser und vertilgt schon in seinen Heimatgewässern so viel Mückenbrut, daß die ausgebildeten Insekten nur ziemlich selten anzutreffen sind. Ferner sind die Tiere lebendiggebärend und leicht in großen Massen züchtbar, so daß sie ohne Schwierigkeiten in verschmutzten Gewässern in hinreichenden Mengen ausgefetzt werden können. Die bisherigen Erfahrungen mit diesem Fisch als Moskitobertilger habe alle Erwartungen übertroffen, und heute schon kann gesagt werden, daß dieser neue Weg einer rationellen Bekämpfung der gefährlichen Moskitoplage für die Zukunft noch weitere schöne Erfolge verspricht.

E. S.

### Unfälle und Arbeitszeit

Daß die Zahl der Unfälle auch von der Länge der Arbeitszeit und der Pausen mitbestimmt wird, braucht an dieser Stelle nicht erst bewiesen werden. Doch kann es nichts schaden, immer und immer wieder darauf hinzuweisen. Lehrsreiches Material zu dieser Frage finden wir in der Nr. 24 der Werkmeister-Zeitung. In dem Aufsatz über Arbeitszeit und Arbeitspausen lesen wir u. a.: Die Krankheit und Unfallhäufigkeit bei verschiedenen langer Arbeitszeit in einer Generatorenanlage Mitteldeutschlands betrug bei achtstündiger Arbeitszeit: 46 Unfälle auf 100 000 Arbeiter-Arbeits-tage, bei zehnstündiger Arbeitszeit (eingeführt am 28. Juli 1924): 104 Unfälle auf 100 000 Arbeiter-Arbeits-tage. Die Zahl der Erkrankungen betrug bei achtstündiger Arbeitszeit 15 auf 10 000 Arbeiter-Arbeits-tage, bei zehnstündiger Arbeitszeit 48 auf 10 000 Arbeiter-Arbeits-tage. Wie sehr die Unfallhäufigkeit mit der Länge der Arbeitszeit zunimmt, beweisen auch die Zahlen einer amerikanischen Munitionsfabrik. Der Verlauf der Unfälle in der ersten, zweiten, dritten usw. bis zur zehnten Arbeitsstunde betrug in Hundertteilen:

Arbeitsstunde	1.	2.	3.	4.	5.	Wittags- pause	6.	7.	8.	9.	10.
Unfälle	65	88	100	115	97		73	95	110	125	150

Wie sehr die Entfernung zwischen Wohnung und Arbeitsstätte (Ermüdung) von Einfluß auf die Unfallhäufigkeit ist, ergibt sich aus folgendem (Arbeiter einer Waggonfabrik in Kirchheim bei Heidelberg):

Arbeiter, die am Fabrikkort wohnen	2,5	vS	Unfälle
Arbeiter, die im Nachbarort wohnen	4,8		
Arbeiter, die in entfernten Orten wohnen und die Eisenbahn benutzen	6,3		
Arbeiter, die bis zur nächsten Wohnstation mehr als 40 Minuten zu gehen haben	13,5		

Durch letzteres Beispiel wird auch die Wohnungsfrage sehr stark berührt. Daraus ergibt sich, daß die Gewerkschaften mit allen Mitteln die Frage des billigen Wohnungsbaues fördern müssen. In der Deutschen Wohnungsfürsorge A. G. für Beamte, Angestellte und Arbeiter ist der Anfang gemacht. Der Schlüssel von allem: Kampf für Verkürzung der Arbeitszeit.

### Ertrinken und Rettung

In Deutschland ertrinken jede Badezeit ungefähr 10 000 Menschen, der größte Teil davon aus Volksschulen. Leider sind aber bekanntlich auch sehr viele brave, mutige Schwimmer bei „Rettungsversuchen“ ihren Tod. Die Ursache ist folgende: Die meisten von ihnen, hauptsächlich Nichtschwimmer von Schwimmvereinen, kennen die Rettungs- und Abwehrgriffe nicht. Durch diese Unkenntnis der Regeln des Rettungsschwimmens“ kommen aber selbst sehr gute Schwimmer im Ernstfall nicht nur in schwere Gefahr, sondern müssen ihren Mut, wie schon erwähnt, sogar oft mit dem Leben bezahlen. Aber auch die Ertrinkenden haben gewöhnlich keine Ahnung von den Regeln des Rettungsschwimmens, unklammern in der Todesangst ihren Retter, der dadurch bewegungsunfähig und dann meist selbst ein Opfer der Strömung wird. Es wäre deshalb von großem Wert, in der Weise aufzuklären, daß Eltern und Schule zu Beginn der Badezeit und während unserer Jugend gleichzeitig mit der Ausrüstung zum Rettungsschwimmen immer wieder die Ermahnung geben würden: „Kommt ihr aber doch einmal in Gefahr, zu ertrinken und ein Retter ersicht euch, dann könnt ihr nur dann auf Rettung hoffen, wenn ihr euch vollständig ruhig verhaltet!“ Dieser Satz sollte immer wieder eingepreßt werden; dann wird auch jeder gute Schwimmer den Mut zur Rettung finden, weil er weiß, daß er nicht leicht sein Leben riskiert, was heute leider noch oft der Fall ist. — Noch einen Rat an die Retter: Es wird noch lange dauern, bis unsere Zeitgenossen im Sinne des Vorstehenden „rettungsfähig“ geworden sind. Man wird noch oft im Wasser einen Kampf auf Leben und Tod führen müssen, weil selbst die „Abwehrgriffe“ von der eisernen Umklammerung des Ertrinkenden nicht immer befreien. Die meisten Unglücksfälle des Ertrinkens geschehen nun bekanntlich in unmittelbarer Nähe des Ufers eines Flusses, Teiches, Sees, ja selbst in Badeanstalten. Kommt man nun von einer Umklammerung nicht los und dadurch immer wieder auf den Grund, so ist es vielleicht richtiger, sich unter Wasser am Boden vorzuarbeiten, als seine Kräfte durch ständiges Auf- und Untertauchen zu erschöpfen. Meist sind ja nur wenige Meter zurückzulegen (was durch schräge Körperstellung nicht allzu schwer ist, um leichteres Wasser zu erreichen). Am Ufer gibt es dann ja mehr „Retter“! — Ich schreibe aus bitterer Erfahrung und konnte die schwerste meines halben Duzend Rettungen nur noch so zum guten Ausgang bringen. P.

### Kein Ehrenmal sondern ein Mittagmahl!

Die sogenannten nationalen Vereine wollen die Toten des Weltkrieges ehren, indem sie ein Reichsehrenmal errichten. Aber den besten Ort für das Mal ist ein heftiger Streit ausgebrochen. Soll es nach Berlin oder nach Völklingen oder auf die Rheininsel bei Lorch oder sonstwohin? Dann beschloß auch noch keine Einigung, wie das Mal beschaffen sein soll. Jedenfalls muß es wichtig, kolossal, pyramidal sein. Folglich recht viel Zement, Kies und Wied. Drum herum selbstverständlich mächtige Buden zum Verkriechen und Wurstverköchen, dazu viele Zeichen der „alorreichen“ Vergangenheit mit Wadeldilschen und sonstigen wilhelminischen Gumbug. Wenn die „nationalen“ Verbände und die Behörden den Steinhäufen errichtet haben, davor oder dahinter schnarrende Meden mit Nebenschwüren halten und bunte Lappen schnwenden können, dann haben sie doch die Kriegsoffer geehrt, ihre väterländische Pflicht vollaus erfüllt — und man braucht sich nicht mehr um die Lebenden Kriegsoffer, um die Invaliden und die Witwen und Waisen der Gefallenen zu kümmern. Viele von den alten Soldaten benötigen eine Erholungsstube, ein wohntüchtiges Obdach, ein paar Groschen mehr Geld und eine regelmäßige Mahlzeit. Wir meinen, wenn man wirklich die Opfer des Weltkrieges ehren will, dann kann es nicht würdiger geschehen, als sich der Lebenden Opfer anzunehmen. Die toten Krieger brauchen keinen Stein, und die Lebenden brauchen statt des Steins Brot. Nicht den Toten ein Ehrenmal, sondern den Lebenden ein Mittagmahl, dazu Heime für die kranken Krieger und bessere Vorsorge für die Witwen und Waisen. Das dünkt uns eine würdigere Ehrung der Kriegsoffer, als ein kolossaler Steinhäufen mit Festzügen, Biergelagen, seichten Festschmaß und Schütterlärm und Wundara. Aber dazu sind die „nationalen“ Verbände und die ihnen feilschverwandten Behörden offenbar nicht zu haben. Sie wollen ein Ehrenmal für die Toten, keine Mahlzeit für die Lebenden. Sie wollen Tamtam. Die Invaliden mit den Witwen und Waisen sollen sehen, wo sie bleiben. Das ist deutschnationale Art.

### Brotlosmachung!

In dem Hir und Wider um die Alkoholfrage in den letzten Monaten wurde viel davon gesagt und geschrieben, daß die alkoholgegnereischen Bestrebungen, wenn sie durchdrängen, Tausende, Hunderttausende in unserem Volke brotlos machen. Der Reichstagsabgeordnete Sölmann hat hierauf im Reichstag folgende Antwort gegeben: „Alles, was gesagt worden ist, daß wir Menschen ertwerbslos machen wollen, ist falsch. Wenn wir in Deutschland das Gemeindebestimmungsrecht bekommen, so kann damit — darin gebe ich Scheidemann bis zu einem gewissen Grade recht — nur ein verhältnismäßig geringer Teil des Alkoholismus zurückgedrängt werden. Es wird also nur ein Teil der jetzigen Alkoholberufe arbeitslos werden... Es findet dann doch einfach eine volkswirtschaftliche Umstellung statt; die Leute,

die nicht mehr trinken, werden sich mehr Kleider anschaffen, werden mehr Möbel kaufen, werden besser essen. Die an Alkohol ersparten Summen werden volkswirtschaftlich besseren Zwecken dienen. Meine Herren! Wenn Sie jetzt mit solchen Argumenten arbeiten, dann hätten Sie mit demselben Recht, mit derselben Logik den Krieg fortführen müssen, weil die Munitionsarbeiter am Krieg interessiert waren, dann können von uns Sozialisten mit demselben Recht die Rüstungsarbeiter in Kiel verlangen, daß Kriegsschiffe gebaut werden, weil sie dabei beschäftigt werden.“

### Schriftenbau

Die moderne Industriearbeiterschaft. Von Prof. Dr. Robert Wilbrandt. Eine Einführung in die Grundfragen der Sozialreform. (VIII und 213 Seiten.) Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Joh. Franz Mittelbach), Stuttgart. Brosch. 4,50 M., ganz in Leinen geb. 6 M. — Wichtige Sozialpolitik und vernünftige Sozialreform bedeuten die Lösung der sozialen Frage: so behandelt das neue Werk des bekannten Volkswirtschaftlers eine der brennendsten Fragen der Zeit. Vorweg sei gesagt, daß das Werk allgemeinverständlich und mit geistigem Schwung geschrieben ist. Es setzt nichts voraus und wendet sich an jedermann. Der „Klassenkampf und Klassenlage“ überschriebene Hauptteil schildert die Industriearbeiterschaft in ihrem Kampf mit dem Kapital, die Stellungnahme zum Klassenkampf, die Kampfmethoden, die Widerung des Kampfes und die Wurzeln der Gegensätze. In tiefgründiger Darstellung wendet sich das Werk dann der Industriearbeiterschaft in ihrer Abhängigkeit vom Kapital zu, der Arbeit unter der Herrschaft des Kapitals, dem Arbeitereinkommen usw. Zum Schluß werden die Grenzen und Möglichkeiten der sozialen Reform sorgfältig erwoogen. Allen, die im wirtschaftlichen und politischen Leben stehen, ist das neue Werk Wilbrandts eine treffliche Einführung in die wichtigsten Gegenwartsfragen der Sozialpolitik.

Die vereinigten Staaten von Europa. Von Wladimir Woytinsky. Verlag J. H. W. Dietz Nachf., S. m. B. S., Berlin. 136 Seiten kart. 4 M. — Ausgehend von der Entthronung Europas durch den Weltkrieg, von dem Vergleich der Vor- und der Nachkriegszeit, gibt Woytinsky das anschaulichste Bild der augenblicklichen Wirtschaftslage, das wir bisher besitzen. Diese sprechenden Zahlen in ihrer zwingenden Anknüpfung und knappen Darstellung durch den geborenen Statistiker verblüffen auch den Wissenden. Die Sachlage der Nachkriegszeit wird offenbar, die Entwicklung der Arbeiterbewegung nach dem Kriege wird in Zahlen dargestellt. Und auf der Suche nach einem Ausweg werden nun die Möglichkeiten einer Bollunion, einer wirtschaftlichen Vereinigung der Staaten Europas erörtert.

Die deutsche Sozialversicherung in heutiger Gestalt. Von Fr. Mees. Band 22 der Schriftenreihe zur Aufklärung und Weiterbildung. Herausgegeben vom Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter. Berlin S. D. 33, Schlessische Straße 42.

Patentpatent neben Monopolpatent! Von Dr. E. Gottsch, Patentanwalt in Berlin. Preis 2 M. Verlag Karl Heymann, Berlin W 8, Mauertstr. 44.

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart

Mit Sonntag dem 8. August ist der 33. Wochenbeitrag für die Zeit vom 8. bis 14. August 1926 fällig.

Die Erhebung von Extrabeiträgen wird nach § 6 Abs. 5 des Verbandsstatuts folgenden Verwaltungen in der angegebenen Höhe genehmigt:

Verwaltung	Für Mitglieder der Beitragsklasse:				Beginn der Beitrags-erhöhung
	I.	II.	III.	IV.	
Schluden . . . . .	30	20	—	—	32.-48. W.

Die Nichtbezahlung dieser Extrabeiträge hat Entziehung statutarischer Rechte zur Folge.

Der Vorstand ist von jetzt ab nur unter folgenden Telefonnummern anzurufen: S.-A. 628 41, S.-A. 628 42, S.-A. 630 90.

Reisende Mitglieder können nur in den im Adressenverzeichnis mit \* bezeichneten Verwaltungstellen Reisegeld erheben. Das Aufsuchen der Bevollmächtigten, Kassierer und Vertrauensmänner in den Wohnungen oder Arbeitsstellen durch die Reisenden hat zu unterbleiben.

Gestohlen wurde:  
Mitgliedsbuch Nr. 4779257, lautend auf den Metallarbeiter Karl Groß, geb. am 7. Mai 1898 zu Klein-Wernsdorf, (Brandenburg.)  
Stuttgart, Rötestraße 16. Der Verbandsvorstand.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Stuttgart, Rötestraße 16